

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Geschichte der Juden in Berlin und in der Mark Brandenburg

Wolbe, Eugen

Berlin, 1937

Zweiundzwanzigstes Kapitel. Flammenzeichen.

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-5930

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Flammenzeichen.

In jenem, an Spannungen reichen Anfange der achtziger Jahre erschien in der „Vossischen Zeitung“ ein Inserat: „Achtbare jüdische Herren werden gebeten, sich zwecks Anschlusses an eine ethisch-gesellige Vereinigung zu melden.“

Der Aufruf ging von ein paar schlichten Männern ohne Rang und Titel aus. Sie hatten bis dahin den großen interkonfessionellen Vereinigungen angehört, die in ihren Reihen die Entfaltung edlen Menschentums erstrebten. Angesichts der zunehmenden judenfeindlichen Bewegung zogen sich jüdische Männer von diesen Bünden zurück. Vielleicht — dachten sie — ist es möglich, auch jüdische Kreise für einen Zusammenschluß von Männern zwecks Pflege ähnlicher Ideale zu gewinnen —? In Amerika hatte im Jahre 1842 der Hamburger Maschinenbauer Henry Jones den von jeder politischen und religiösen Richtung „Unabhängigen Orden B'nai B'rith“ gegründet. Mit dieser Zentralstelle setzten sich die Herren zwecks Schaffung einer Arbeitsstätte auf deutschem Boden in Verbindung. Nach langwierigen Verhandlungen konnte am 20. März 1882 die „Deutsche Reichsloge“ in Berlin installiert werden.

Diese Logengründung — es folgten bald noch mehrere andere — erwies sich für Berlin als eine Notwendigkeit. Obwohl sich der Orden B'nai B'rith um die politische oder

religiöse Einstellung der Brüder nicht kümmerte, scharten sich doch im Wesentlichen nur Männer von treuer Anhänglichkeit an das Judentum um sein Banner. Da die Logen Zurückhaltung gegenüber den Erscheinungen der breiten Öffentlichkeit wahrten, konnte man von ihnen einen Impuls für den Aufschwung des religiösen Lebens nicht erwarten, so sehr auch die einzelnen Mitglieder auf religiöser Grundlage ein Sichauleben als Menschen und als Juden ersehnten und den Weg hierzu suchten.

Anfang der 80er Jahre lag das religiöse Leben der Gemeinde arg darnieder. Der Westen der Reichshauptstadt verfügte nur über einen einzigen Tempel: die von den Eltern **Max Liebermanns** in den sechziger Jahren gestiftete „Synagoge an der Potsdamer Brücke“. Sie genügte für die konservativen Kreise des alten Westens. Die liberalen Juden dieser Gegend besuchten die Neue Synagoge, die noch immer eine starke Anziehungskraft auf die Juden Berlins ausübte. Auch Christen bewunderten diesen Tempel; stellte doch selbst **Heinrich von Treitschke** fest: „Die Juden haben das schönste Gotteshaus.“

Ein gut Teil dieser allgemeinen Anerkennung geht auf die eindrucksmächtige Ausgestaltung des Gottesdienstes zurück. Im Mai 1881 hatte Rabbiner **Dr. Siegm. Maybaum** (bis dahin in Saaz) sein Amt angetreten, ein glänzender Prediger voll fortreißenden Schwunges, dabei ein Gelehrter und Lehrer von Format. **Lewandowski** dirigierte den Chor. Seine an die edelste Tradition anknüpfenden und daher volkstümlichen Kompositionen erklangen zuerst in der Neuen Synagoge. Sie wecken in allen Synagogen der Welt Entzücken und Glaubensfreudigkeit. Als damals im „Neuen Tempel“ am Schluß eines Versöhnungstages zum ersten Male seine „Deutsche Keduschah“ erklang, wertete man diese Tonschöpfung ebenso als ein musikalisches Ereignis wie als ein religiöses Erlebnis. Auch der an der Neuen —

später an der Alten — Synagoge jahrzehntelang wirkende Oberkantor A r o n F r i e d m a n n hat sich als Komponist und als Forscher auf dem Gebiete des Synagogengesanges einen Namen gemacht.

Neben Dr. M a y b a u m wirkten an den drei Gemeindegemeinden die Rabbiner Dr. U n g e r l e i d e r und Dr. P. F r a n k l (den die Gemeinde 1887 durch einen frühen Tod verlor).

Während die Provinzgemeinden in den achtziger Jahren würdige Synagogen erbauten, genügten in Berlin die vorhandenen der geringen Nachfrage. Erst gegen Ende der achtziger Jahre wurde das Bedürfnis nach weiteren Gotteshäusern stärker. Als nämlich die Judengegnerschaft auch in der Provinz aufloderte, zogen viele Glaubensgenossen aus den östlichen Provinzen Preußens nach Berlin. Nicht nur zahlenmäßig, sondern auch ihrer geistigen Potenz nach vergrößerte sich die Gemeinde. Eine Reihe künftiger Führer der Berliner wie der Juden in Deutschland ist damals in Berlin eingewandert. Den in der Provinz gepflegten Traditionen entsprechend, waren die neuen Mitbürger meist religiös-konservativ. Sie forderten deshalb in allererster Linie einen gediegenen Religionsunterricht für ihre Kinder. Daraufhin eröffnete die Gemeinde weitere Religionsschulen. Gleichzeitig tat sie im Verein mit dem „Deutsch-Israelitischen Gemeindebund“ bei den staatlichen und städtischen Behörden Schritte zwecks Einführung lehrplanmäßigen jüdischen Religionsunterrichts an den Volks- und Höheren Schulen der Stadt Berlin. Der Forderung dieses zur Verankerung unserer Glaubens- und Pflichtenlehre in den Herzen der jüdischen Jugend notwendigen Unterrichts verlieh in den neunziger Jahren ein einfaches Gemeindeglied, der fromme Redakteur M. A. K l a u s n e r, durch wiederholte persönliche Besprechungen mit dem Minister B. o s s e mit Erfolg Nachdruck.

Die Gemeinde ging einen Schritt weiter. Nach einer eigens dazu geschaffenen Agende veranstaltete sie am Sabbatnachmittag Jugendgottesdienste. Bei der ersten dieser Feierstunden (20. April 1889) war die Neue Synagoge bis auf den letzten Platz gefüllt. Das Interesse der Jugend an ihnen hielt bis um die Jahrhundertwende an. Von da an wurde der Besuch dieser Gottesdienste allerorten durch die aufkeimende, auf der Forderung körperlicher Ertüchtigung durch Wandern, Spiel und Sport beruhende Jugendbewegung stark beeinträchtigt.

Weder den Gemeinden, noch Logen, noch Einzelpersonen kam es in den Sinn, die jüdische Jugend — nach dem Vorbild der katholischen — in Verbänden zusammenzufassen. Wozu auch? Sie fühlte sich in den nichtkonfessionellen Vereinen wohl. Gründung jüdischer Jugendverbände hätte die Elternschaft als Rückkehr in ein freiwilliges Ghetto gebrandmarkt.

Ähnlich lagen die Verhältnisse bei der akademischen Jugend. Satzungsgemäß blieben Juden von den feinen Korps und Burschenschaften ausgeschlossen. Als ein studentischer Zusammenprall aus Gründen rassischer Verschiedenheit einem cand. med. Hugo Blum (Herbst 1888) das Leben kostete — er fiel im Zweikampf — deutete die jüdische Studentenschaft dies Zeichen der Zeit richtig, indem sie sich ihrerseits zusammenschloß. Der „Akademische Verein für jüdische Geschichte und Literatur“ sowie die (farbentragende) „Sprevia“ traten ins Leben.

Die wirksame Arbeit dieser Studentenbünde wurde durch das Fehlen einer die Geister mitreißenden, zündenden Parole beeinträchtigt. Eine solche bot sich erst, als Theodor Herzl mit seinen beiden Werken „Der Judenstaat“ und „Alt-Neuland“ an das Gewissen der Weltjudenheit appellierte, für das zerstreute jüdische Volk wieder ein Land und territoriale Konzentration erstrebte und den Palästina-

gedanken als das Mittel gegen seelische Vernichtung, satte Bürgerlichkeit und beginnende gesellschaftliche und wirtschaftliche Ausgliederung kennzeichnete. Junge Juden, die später zu Führern der Zionistischen Organisation emporwachsen, schlossen sich im „Verein jüdischer Studenten“ zusammen. Eng verwurzelt mit deutschem Kulturgut, suchten sie sich die Schätze vieltausendjähriger jüdischer Geisteskultur zu eigen zu machen, verhalfen der in Osteuropa längst wiedererwachten hebräischen Sprache auch in Deutschland zu ungeahnter Auferstehung und weckten jüdischen Rassenstolz, der sich vor dem Stirnrunzeln der Mitmenschen nicht mehr ängstlich verkroch. Aus den Spalten neugegründeter Zeitungen, aus der Enge der Studierstuben, aus dem Qualm der Versammlungssäle drangen die erzieherischen und politischen Gedanken der neuen Bewegung in die jüdische Öffentlichkeit hinaus, zunächst ohne nennenswerten Widerhall, zumal die deutschen Rabbiner einen flammenden Protest gegen die Konstruktion eines jüdischen Volkstums gegenüber ihrer deutschen Volksgemeinschaft erließen. Außerdem fiel die Agitation der Zionisten den geruhsamen Berliner Juden auf die Nerven. Dennoch verhallte der Ruf des Zionismus nach Selbstbesinnung und Betonung jüdischer Würde auch bei seinen Gegnern nicht ungehört. Man fing an, sich seines Judeseins nicht mehr zu schämen. Die Damen schlugen nicht mehr ängstlich das Gebetbuch in Zeitungspapier ein, wenn sie zum Gottesdienst gingen. Im jüdischen Hause mußte der Weihnachtsbaum dem bescheidenen Chanukkahlicht weichen. Das Gefühl für Stolz und Würde wurde wach.

Der aufkommende Zionismus bedeutete in Wirklichkeit die Verlebendigung einer Jahrtausende alten Sehnsucht und eines im 19. Jahrhundert von Moses Heß (vgl. S. 282), Leon Pinsker und Isaak Rulf wiedererweckten Ideals. Wie er die Einstellung und Haltung der Juden ihren

Mitbürgern gegenüber vom nationaljüdischen Standpunkt aus beeinflusste, so gewannen jetzt auch die in der Emanzipation gewonnenen Ideale Gestalt. Deutschtum und Judentum, gesunde Assimilation und Treue gegenüber dem Väterglauben, Brandmarkung gesinnungslosen Übertritts als etwas Schimpfliches, das waren die Ziele des damals begründeten „Centralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens“. Eine großzügige Aufklärung über Wert und Wesen des Judentums sollte der Judengegnerschaft den Boden entziehen, jüdisches Selbstbewußtsein wecken, den einzelnen Juden in seinem Recht schützen. Forderte der Zionismus: „Mehr jüdische Würde! Denkt an die ewigen Aufgaben des jüdischen Volkes!“, so gab der Centralverein die Losung aus: „Laßt Euch die Freude an Eurer deutschen Heimat nicht verkümmern! Wehrt Euch!“

Den Anstoß zur Gründung des Centralvereins gab eine Anfang Januar 1893 anonym erschienene Flugschrift: „Schutzjuden oder Staatsbürger?“ Der Verfasser wies darauf hin, daß kurz zuvor der Vorstand der Berliner Gemeinde beschlossen hatte, den Kaiser Wilhelm II. in einer Audienz um Schutz gegen die immer schärfer werdenden Angriffe der Judenfeinde zu ersuchen. „Schutz“, behauptete der Verfasser, brauchen wir nicht. Wir wollen unser Recht. Die Schrift fand allgemeine Zustimmung. Bei der dritten Auflage zeichnete als Verfasser: Dr. Raphael Löwenfeld, Direktor des Schiller-Theaters in Berlin. Begeistert schlossen sich Tausende dem „C.-V.“ an. In Broschüren, Flugblättern und Versammlungen riefen die Redner zu Selbstzucht, bescheidenem Auftreten und taktvoller Zurückhaltung auf. Millionen wurden für Propaganda dieser Art aufgewendet.

In Berlin hatten die Konservativen auf dem Parteitage (1892) den für ihr neues Programm, das „Tivoli-Programm“, beantragten Passus: „Wir verwerfen die Auswüchse des

Antisemitismus“ gestrichen. Von einer Reichstagswahl zur andern wuchs die judenfeindliche Stimmenzahl. Rektor Ahlwardt trat in überfüllten Volksversammlungen gegen die Juden auf. In der Neumark (Arnswalde, Friedeberg usw.) fand der Judenhaß besonders günstigen Nährboden. Potsdam erließ ein Schächtverbot.

Flammenzeichen! Weckten sie die Berliner Judenheit?

Als Rabbiner Dr. M a y b a u m am 27. September 1891 die Synagoge Lindenstraße einweihte, stellte er in seiner Weiherede ein „Erstarken des religiösen Sinnes, wie allgemein wahrzunehmen“, fest. Sieben Jahre später bekam auch der Berliner Westen seine erste Gemeinde-Synagoge (Lützowstraße), zu einer Zeit freilich, als sich dies Stadtviertel zu einer bloßen Geschäftsgegend zu wandeln begann und jenseits des Zoologischen Gartens ein neuer, vornehmer Stadtteil erwuchs. Er bevölkerte sich rasch mit wohlhabend gewordenen Juden aus dem Stadtinnern und durch Zuzug aus der Provinz.

Als der Gemeindevorstand den Landesrabbiner Dr. W e i s s e aus Dessau berief (1892), gewann die Judenheit des Berliner Westens „ihren“ Rabbiner. Über vierzig Jahre hat er in priesterlicher Milde durch sein zündendes Wort von der Kanzel, auf dem Katheder als Lehrer, in Hunderten von Familien als Freund und Berater seines heiligen Amtes gewaltet. Als er nach Berlin kam, hatte der (religiös-konservative) Pharmakologe Professor Dr. L o u i s L e w i n die Schaffung einer Gemeindebibliothek angeregt. Über Erwägungen, Erhebungen und „wohlwollende Prüfung“ waren die Gemeindebehörden nicht hinausgekommen. Erst als Dr. Weisse sich tatkräftig für die Gründung eines solchen Instituts einsetzte, wurde der von den Berliner Juden freudig begrüßte Plan verwirklicht. Unter der sach- und fachkundigen Leitung des aus Kiel berufenen Rabbiners

Dr. Moritz Stern entwickelte sich diese ansehnliche Büchersammlung zu einer segensreichen Einrichtung.

Trefflich geleitet, stieg die Gemeinde zu ungeahnter Blüte empor. Synagogen und Religionsschulen, Wohltätigkeitsanstalten, wissenschaftliche, gesellige und charitative Vereine traten ins Leben. Dank des Entgegenkommens der Behörden wurde in allen Lehranstalten mit nennenswerter Zahl jüdischer Zöglinge Religionsunterricht eingeführt. Eingedenk dessen, daß jede Stunde des Sabbattages heilig ist, verlieh die Gemeinde seit 1897 dem Gottesdienst am Freitagabend durch Predigten eine erhöhte Weihe; für Gläubige, die diese Feierstunde im Winter wegen des frühen Sabbatbeginnes nicht besuchen können, wurde ein zweiter Abendgottesdienst veranstaltet.

Schleichend begann ein Übel am Lebensmark der Judentum zu zehren. Während im Jahre 1876 die Geburtenziffer der Juden den höchsten Stand von 46 pro Tausend erreichte, sank sie von da an auf 28, ja auf 17 im letzten Jahre vor dem Weltkriege herab. Der Rückgang trat aber nicht sonderlich in die Erscheinung, denn der Zuzug aus dem preußischen Osten machte ihn wett. Auch durch Abkehr vom Glauben der Väter verlor das Judentum wertvolle Kräfte, die Gemeinde wirtschaftlich-starke Steuerzahler. Meistens kennzeichnete sich der Glaubenswechsel als eitles Strebertum, obwohl bis auf den Offiziersstand und den höheren Verwaltungsdienst dem jungen Juden aus guter Familie jede Laufbahn offenstand.

Neben dem Geburtenrückgang bürdete den Berliner Juden auch die Zunahme der Mischehen eine schwere Sorge auf. Sie erreichte allmählich die Zahl der reinjüdischen Ehen. Doch stellten zu dieser hohen Mischehenziffer nicht die Berliner, sondern die aus Polen und Galizien eingewanderten, vielfach sehr rasch von strenger Orthodoxie zu völliger reli-

göser Gleichgiltigkeit hinüberwechselnden Juden das größte Kontingent.

Verfallserscheinungen. Als Ganzes stellte die Berliner Judenschaft um 1900 einen fleißigen, nüchternen, vaterländisch eingestellten Bevölkerungsteil dar. Graf Pückler, der später in Wahnsinnsnacht versank, hielt Brandreden gegen die Juden. Die Berliner Bevölkerung mochte wohl in den Juden — von denen viele bei der Stadtverwaltung ehrenamtlich mitarbeiteten — keine besonders schädlichen Mitbürger sehen, denn sie lehnte den „Dreschgrafen“ und seine Propaganda ab. Noch mehr: im Herbst 1912 machte die „Kreuzzeitung“ den Vorschlag, das konservative Parteiprogramm in bezug auf die Judenfrage einer Revision zu unterziehen, denn die Juden beweisen „Ehrlichkeit in Handel und Wandel, Frömmigkeit und Staatsgesinnung“. Die Anregung stieß auf Widerspruch. Gestützt auf ihre guten Erfahrungen mit den jüdischen Geschäftsleuten, fuhren die agrarischen Leser der „Kreuzzeitung“ fort, die Verkäufe ihrer landwirtschaftlichen Erzeugnisse durch Juden zu tätigen. Der Landwirt war der Mühe des persönlichen Unterhandelns mit den Konsumenten überhoben; der jüdische Mittelsmann bekam seine Provision. Im Falle einer Mißernte sprang er mit langfristigem Kredit ein. Beide Teile befanden sich dabei ganz wohl. Dies Vertrauensverhältnis löste das zunehmende Genossenschaftswesen, das den Juden ausschaltete. Auch gesellschaftlich brachen die Landwirte die Beziehungen zu ihm ab. Dadurch wurde er zum Wegzug aus der kleinen Stadt genötigt. In Berlin suchte er sich eine neue Existenz.

Mit dem Beginn des 20. Jahrhunderts setzte eine Berufsumschichtung der Juden ein. Infolge Fusionierung und Konzernierung im Bank- und Industriegewesen mußten sich Tausende von Angestellten umstellen, so daß der Prozentsatz der Juden im Handel und Verkehr im Zeitraum von zwölf Jahren von 10,5 auf 7,9 sank; 1907 war hierbei nur noch

etwa die Hälfte der deutschen Juden tätig. Der Prozentsatz der berufstätigen Jüdinnen hat sich im Zeitraum von 1882 bis 1907 verdoppelt. Alles dies hauptsächlich in Berlin.

In der Reichshauptstadt wirkte sich die judengegnerische Bewegung kaum spürbar aus. Wollte die Umwelt mit Juden nicht verkehren, so öffneten sich ihnen jüdische Kreise zu Geselligkeit und Gedankenaustausch. Stoff gab's genug. Über ein Jahrzehnt hielt die Dreyfusaffäre die Juden in Spannung; in Böhmen, aber auch in Konitz (damals Westpreußen) wurden Morde zu Ritualmorden gestempelt; 1903 forderten die Pogrome von Kischinew, Homel, Siedlce usw. zahlreiche Opfer, deren Hinterbliebenen sich der von Dr. Paul Nathan neugegründete „Hilfsverein der Deutschen Juden“ in Berlin liebevoll annahm.

Die gekennzeichneten Äußerungen judenfeindlicher Massenpsychose mußten die Juden, zumal die führenden Berliner, zur Besinnung mahnen. Das geschah nicht. Nur die Zionisten sahen, voll steter Besorgnis, in den Ausbrüchen des Judenhasses selbst in Ländern höchster Geisteskultur ein gefahrdrohendes Menetekel — Flammenzeichen. Unablässig arbeiteten sie. Der erste Basler Kongreß (1897) öffnete der Gesamtheit die Augen über den Ernst ihrer Lage und brachte das Hohnlachen über die geplante Verwirklichung eines zweitausendjährigen Ideals zum Verstummen. Namentlich die Jugend begeisterte sich für den zionistischen Gedanken. Aber auch in den Kreisen der Berliner jüdischen Intelligenz zündete er.

Daß die Umwelt die Berechtigung des jüdischen Anspruchs auf ein völliges Einssein mit dem deutschen Volke in Zweifel zu ziehen begann, sollte den Juden zu denken geben — Flammenzeichen.